



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission  
1927**

8 (1927)

---



# Caritasblüten

Nr. 8

1927

## Maria hilft.

**I**n einem schönen Städtchen in dem romantischen Salzkammergut lebte eine wohlhabende Kaufmannsfamilie. So lange das Bestreben der guten Eltern allein dahin ging, sich und ihre Kinder standesgemäß zu ernähren und in der heiligen Religion fromm und eifrig zu unterrichten, ging alles gut von statten. Friede, Wohlstand und Glück herrschte am heimischen Herde.

Allein, der unselige Geldteufel verschont auch die biederen Katholiken nicht mit seinen flitternden Versuchungen. „Mache Geld, mache Geld,“ flüstert er ihnen immer ins Ohr, „was sollst du dich schinden und plagen, versuche es einmal, spekuliere, gründe.“ So manche haben auf diese Weise ihr Glück gemacht und sind über Nacht reich geworden.“ Aber der schlaue Verführer setzt nicht hinzu, „und haben dabei ihre Seele ruiniert“, und verschweigt auch weise, daß bei weitem die meisten von diesen Betörten sich auch zeitlich total zugrunde gerichtet haben.

So trat denn auch der Lügner von Anbeginn zu Bernhard — so hieß der Familienvater — heran und spiegelte ihm herrliche Schätze vor, wenn er nur mutig zu spekulieren anfinge. Der arme Mann läßt sich gängeln und — in kurzer Zeit ist er vollständig ruiniert. Die Spekulation schlug fehl, sein Bankhaus ging bankerott, und um seine Schulden zu zahlen, mußte er sein hübsches Haus, Waren und Möbel und alles, was er hatte, unter den Hammer bringen. Es blieb ihm kaum so viel, daß er mit Frau und Kindern nach Wien gelangen konnte, um daselbst, wie er hoffte, in irgendeiner Seitengasse ein kleines Geschäftchen anfangen zu können.

Jedoch ein Unglück kommt selten allein. Seine arme Frau erkrankte unter dem herben Schlage und wurde fast an den Rand des Grabes gebracht. Er selbst verkümmerte vor Gram, und der kleine Rest der geretteten Barschaft wanderte zum Doktor und in die teure Apotheke. Kaum hat er Brot für die kleinen Kinder, die vor Hunger jämmerlich weinen und klagen.

Seine älteste Tochter, Maria mit Namen, ein braves Mädchen von etwa 16 Jahren, durchwandert die Stadt und klopft an unzähligen Türen an, um Arbeit zu bekommen, damit sie



mit ihrer Nadel sich so viel verdiene, daß Vater und Mutter und die kleinen Geschwister nicht Hungers sterben müssen. Allein zahlende Beschäftigung findet sich nicht so leicht in einer großen Stadt, wo Tausende Unglückliche gleiches Elend teilen. Sie betet zu Gott und Maria, der Trösterin der Betrübten, geht täglich in die heilige Messe und gar oft zum Bilde der Mater desolata, und weint sich schier die Augen aus, aber alles schien umsonst. Nirgends findet sie Arbeit, nirgends Verdienst.

Eines Abends war der letzte Kreuzer verausgabt und kein Heller im Hause, um auch nur ein Stückchen Brot, geschweige denn die teure Medizin zu kaufen. Der Vater war unterdessen auch schwer erkrankt und lag mit heftigem Fieber im Bett. Zudem war am folgenden Tage die Miete zu zahlen. Die kleinen Kinder, hager und abgezehrt, jammerten vor Elend und Not. Was war zu machen? Da war wohl die Not aufs höchste gestiegen.

Maria eilte hinaus, sobald der Tag graute, in die nächste Kirche und betet und weint vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter, daß ein Stein sich hätte erbarmen mögen. Sie hat bereits lange so gekniet, in Kummer und Andacht versunken. Da wurde es ihr leichter ums Herz, wiewohl sie noch keinen Ausweg sah. Sorgenbeladen und dennoch gestärkt und gehoben tritt sie den Heimweg an. „Maria wird helfen“, so dachte sie mit unerschütterlichem Vertrauen.

Als sie so traurig und niedergeschlagen durch die Straßen dahinschleicht und sinnt und sinnt, ob es denn gar kein Mittel mehr gebe, fällt ihr Blick wie von ungefähr auf einen feinen Friseurladen. Am Fenster stehen die verschiedensten Töpfe und Töpfchen, Schachteln und Döschen mit den kostbarsten Parfümerien und den wohlriechendsten Pomaden. Lange Haargeflechte und Chignons hängen in künstlichen Figuren nebeneinander, und an der Ecke des Schaufensters steht auf einem Anschlagzettel gedruckt: „Schönes Haar wird gut bezahlt.“ — Ihr langes, goldenes Haar war der einzige Schmuck, der ihr noch aus besseren Tagen geblieben war, alles übrige außer den notdürftigsten Kleidern war ja längst zum Pfandhause gewandert, um Vater und Mutter und die Geschwister am Leben zu erhalten.

Wie ein Blitz fahren ihr diese Worte durch den Kopf. „Meine Haare will ich opfern, um Vater und Mutter zu retten“, spricht sie großherzig zu sich selbst. — Welch ein Opfer das damals noch war, werden unsere weiblichen Leser besser zu beurteilen verstehen, als wir es ausdrücken können. Zitternd vor Kampf und Erregtheit erfaßt sie die Klinke der Türe — noch einen Augenblick bleibt sie stehen, als ob sie mit sich selbst noch kämpfte — sie seufzt und — mutig öffnet sie die Türe und tritt ein. Ihr auf dem Fuße nach, ohne daß Maria es bemerkt, folgt ein ältlicher, vornehmer Herr. — Der Ladenbesitzer schaut das Mädchen



verwundert an. Ihre schlanke, bescheidene Gestalt in arme aber reinliche Kleidung gehüllt, ihre wirklich schönen Züge von Schmerz überwältigt, befremden ihn. Doch schnell gewinnt der Geschäftsmann die Oberhand über das fühlende Herz. „Was wünschen Sie“, fragte er kalt, da er wohl wußte, sie würde nichts Kostbares zu kaufen haben. „Meine Haare zu verkaufen“, stammelte sie verlegen.

Der Friseur wollte sich eben abwenden und den vornehmen Herrn bedienen, der sich unterdessen mit Würde in einem Fauteuil niedergelassen hatte. Dieser aber bedeutete ihm mit freundlicher, ablehnender Handbewegung, er möge zuerst die junge Dame zufriedenstellen und dann ihn besorgen. Scheinbar gleichgültig wandte der Fremde sich ab von den beiden, um sie jedoch um so aufmerksamer im gegenüberhängenden Spiegel zu beobachten.

„Wieviel wollen Sie haben für ihre Haare“, fragte der Haarschneider die Unglückliche barsch. — Vor Scham errötend, sagte sie leise: „18 Gulden.“ „Viel zu viel“, rief der Händler, „Ihre Haare sind nicht halb so viel wert.“ „Goldblondes Haar ist sehr gesucht . . .“, erwiderte jene bescheiden, „und wir bedürfen der Summe gar sehr“, setzte sie seufzend hinzu. „Ob Sie es bedürfen oder nicht, das ist nicht meine Sache, ich schaue auf den Wert des Angebotes. Ich gebe ihnen 8 Gulden und damit fertig.“ Maria in ihrer Verzweiflung löste ihr goldenes Haar auf, und es floß in schönen Wellen über die Schultern herab bis tief auf den Rücken. Es war in der That viel wertvoller, aber der Geldmann suchte seinen Profit. „Wenn Sie wüßten“, hob sie flehend an, „wie bitter meine frankten Eltern und armen Geschwister des Geldes bedürfen, Sie würden nicht so farg mit mir sein.“ „Mehr kann ich nicht geben“, brummte der Geschäftsmann und wandte sich dem Herrn zu, als wolle er den Handel abbrechen.

Der Fremde war der Unterhaltung mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt und hatte unbemerkt im Spiegel die Züge und die Haltung der jungen Dame genau beobachtet. Es war ihm klar, daß er eine Person vor sich hatte, die wohl aus einer besseren Familie sein müsse und glücklichere Tage gesehen habe. Ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit trotz ihrer jugendlichen Schönheit gefielen ihm sehr, und der tiefe Schmerz, der sich auf ihrem ganzen Gesichte ausprägte, ging ihm tief zu Herzen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß es eine wahrhaft unglückliche, aber edle junge Dame sei, die das letzte Opfer für ihre verarmten Eltern zu bringen bereit war. „Hier“, dachte der noble Herr, „gilt es, eine edle Tat zu belohnen.“

Ohne den Friseur eines Blickes zu würdigen, erhob er sich von seinem Sessel und sagte mit ebensoviel Freundlichkeit als Herablassung: „Mein Fräulein, wollen Sie mir vielleicht Ihre Haare verkaufen?“ Das arme Mädchen erschrak. Als sie aber einen würdigen Greis vor sich sah, dem christliche Güte und



Edelsinn aus den Augen leuchteten, sagte sie vertrauensvoll: „Ja, mein Herr; es muß so sein, es ist unsere letzte Hoffnung“, und Tränen stürzten über ihre zitternden Wangen. Der greise Herr erkundigte sich mitleidig nach dem Grunde ihrer Trauer und ihres großmütigen Entschlusses, und Maria erzählte ihm unter häufigem Schluchzen in Kürze die Geschichte ihres Elendes. Gerührt griff der Herr in seine Briestafche, nahm eine Schere und schnitt der jungen Dame ein einziges Haar ab, welches er sorgfältig aufrollte und in die Briestafche legte. Dann zog er eine Banknote hervor — es waren 100 englische Pfund, ungefähr 2000 Mark — und gab sie dem Mädchen mit den Worten: „Mein Fräulein, geben Sie dieses ihrem Herrn Vater; er wird schon wissen, was er damit anfangen soll.“ Das arme Kind dankte ihm unter Tränen und eilte nach Hause. Das Glück der guten Familie können wir uns denken. Das viele Geld reichte hin, nicht bloß ihre Miete zu bezahlen und die nötigen Lebensmittel und Arzneien zu kaufen, sondern auch den kleinen Laden zu beginnen, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten.

Diese — wohlverbürgte — Tatsache liefert wieder einen Beleg für das Wort des heiligen Bernhard: „Es ist nicht erhört, daß Gott den verlassen hätte, der zu dir, o Maria, seine Zuflucht nimmt.“



## Noch eine echte Heidin.

Von Schwester Hermenegildis.

**D**runten im Dorfe „De Wildt“, auf dem Wege zur Bahnstation, führt mich der Weg am Hause einer sehr alten Frau, einer verstockten Heidin, vorbei. Als ich sie das erstemal sah, erschrak ich unwillkürlich; sie stand plötzlich, tief gebückt und sich an einem dicken Stecken festhaltend, vor mir. Ich sprach sie freundlich an. Sofort erhob sie ihre freie Hand zum Gruße und sprach mit kräftiger Stimme: „Sei gegrüßt in unsrer Mitte, du Kind der Weißen aus fernen Landen, ja ich bewundere dich, du Tochter des großen Meisters, gib mir deine Hand zum Gruße“, und zitternd hielt sie mir die ihre entgegen. „Wie du siehst“, fuhr sie fort, „bin ich nun schon sehr alt, trotzdem aber will ich noch so groß sein wie du“, und siehe, langsam und mit aller Kräfteanstrengung richtete sie sich empor, bis sie in ihrer ganzen Größe vor mir stand und ich wirklich zu ihr aufblicken mußte, während sie etwas höhnisch lachend und mit dem Kopfe nickend zu mir niederschaute. Dieser Sieg dauerte aber nur wenige Sekunden, das hohe Alter forderte seine Rechte, denen Stolz und Wille weichen mußten, und die alte Mutter stand wieder tief gebeugt da.





Unsere dänischen Schulfinder in Rønne, Insel Bornholm.



Noch einige freundliche Worte und ich verabschiedete mich, wobei sie mir noch alle guten Geister zum Schutzgeleit gab.

Das zweite Wiedersehen sollte aber für mich nicht so freudig ausfallen. Es war Sonntag Laetare, wir drei Schwestern gingen hinaus, um die uns hier Unvertrauten, seien es Christen oder Heiden, zu besuchen. Da kamen wir denn auch in die erbärmliche Hütte der alten Heidin. Sie kauerte am Boden, kaum mit dem Allernötigsten bedeckt und unterhielt sich mit ihrer Schwester, die ich sofort erkannte, da sie ein Schäflein unserer Herde ist. Ich freute mich, die alte Mutter in so guter Gesellschaft zu finden, und nach einigen gleichgültigen, einleitenden Sätzen wagte ich es, so ganz leise am Herzen der noch so tief im Heidentum verstrickten Urahne anzuklopfen mit der Frage, ob sie nicht auch ein Kind des so großen und guten Gottes der Christen werden wolle. Sie tat, als wenn sie nicht hörte und sagte: „Ich bin alt, meine Ohren sind klein geworden, ich kann nicht mehr hören.“ Darauf stellte sie gleichgültige Fragen, deren Antworten sie immer recht wohl verstand. Ich wagte es noch einmal und sagte: „Siehe, du bist nun schon so alt und wie schrecklich wird es sein, wenn du so sterben wirst.“ Da fiel mir ihre Schwester ins Wort und sagte: „Ja, ich werde dann auch fortlaufen, weil ich mich fürchte, und ich werde dich auch nicht begraben helfen und keine Kiste für dich kaufen.“ „Was?“ sagte sie nun, „unsre Mütter, Großmütter und alle, die vor uns waren, wurden begraben, sie waren nicht gekauft, sie gingen nie zur Kirche, sie hielten es nur mit den Geistern und suchten dieselben nie zu betrüben.“ Dabei schaute sie uns alle abwechselnd mit Blicken tiefster Verachtung an: „Ich brauche euch nicht, ich bin so alt geworden ohne euren Gott, ich kann auch nun so sterben.“ Ich konnte kaum meinen Ohren trauen, da sagte ihre Schwester: „Ja, es ist alles umsonst. Ich habe schon soviel versucht: ich kaufte ihr Kleider, damit sie sich kleiden könne, sie aber zerriß sie sofort und warf sie weg; ich versuchte schon mit ihr zu beten, sie singt zur Antwort ihre heidnischen Lieder.“ Wir gingen betrübt hinweg, doch mit der Hoffnung im Herzen, durch Gebet und Opfer himmlischen Gnadentau auf das Herz der noch in dunkler Finsternis schmachtenden Heidin herabzulesen. Wer hilft uns beten und opfern?

✻

### Lustige Ecke.

Kann nur eines. „Was hast du denn zu weinen, liebes Kind?“ fragte eine Mutter ihr Töchterchen, das zum ersten Male zur Beichte gegangen war. „Ach, ich soll fünf Vaterunser beten und kann nur eines,“ antwortete schluchzend das Kind.

Gute Antwort. Bei einem patriotischen Festessen in einer Provinzialstadt Schlesiens saßen mehrere katholische Männer beisammen. Ein liberaler Mitbürger kam in ihre Nähe und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „Nun, da sitzen die Schwarzen so beisammen, wie die Farben in einem Tuschkasten,“ worauf einer dieser „Schwarzen“ ganz treffend erwiderte: „Bitte Herr N., setzen Sie sich dazu, denn in den Tuschkasten gehört bekanntlich — ein Pinsel.“



## Unser lustiger Tschifinschlu.

Von Schwester Engelberta.

(Fortsetzung.)

**S**o also lautete die famose Selbstanklage, die an Offenheit ja nichts zu wünschen übrig ließ. Ich kannte meinen Tschifinschlu und verstand ihn; nur eines war mir unklar in seinem Briefe, „das Aufziehen und Mästen der Maus“. Ich dachte, da steckt sicherlich wieder etwas dahinter. Das Rätsel sollte bald gelöst werden.

Eines Tages fiel mir in der Nähe des Spielplatzes der Knaben ein rundes, aus gebrochenen Ziegelsteinen erbautes Hüttchen auf, das sorgfältig verschlossen war. Ich klopfte ein wenig an das Türchen und vernahm nun ein geheimnisvolles Piepsen und ängstliches Hin- und Herrennen. „Wer hat die Hütte gebaut?“ fragte ich einen kleinen Knaben. — „Tschifinschlu“, war die Antwort. „Was ist darin?“ — „Ich weiß es nicht. Tschifinschlu hat uns streng verboten, da hineinzuschauen.“

So stand ich also vor einem Rätsel, das Tschifinschlu allein lösen konnte, und ich mußte mich gedulden, bis er vom Schweinehüten heim kam.

Der gute Junge geriet in nicht geringe Verlegenheit. Er stotterte dies und jenes zusammen, englisch, deutsch, kaffrisch, so daß kein Mensch daraus klug werden konnte. Ich fragte ihn, ob er etwas darin habe, was ihm nicht gehöre? — Nun war es aus! Er richtete sich hoch auf, schlug an seine Brust und befeuerte in seiner beleidigten Mannesehre: „Es is nix, es is nix, kiyela, inyama jami (nur mein Fleisch ist drin, sonst nixe)!“

„Dein Fleisch? Wo hast du denn Fleisch her? Verlegst du dich gar auf Wilddieberei? — Schlimmeres hätte ich nicht sagen können; ich hatte ihn schwer beleidigt. In höchster Aufregung bestürmte er mich nun, ihm zu folgen. Mit ein paar Sähen war er am Ziel. Nun begann er mit Fachkenntnis und großer Sorgfalt seinen Bau zu öffnen. — Mit Staunen sah ich da einen herrlichen, wohlgefüllten Mäusestall. Die munteren Grauröckchen schienen alle stark und wohlgepflegt; sie kannten ihren Herrn und benahmen sich ganz zutraulich zu ihm. Das war es also! Hier war seine Fleischkammer, sein redlich erworbenes Gut, das Ergebnis seiner sonntäglichen Mäusejagd! —

Mäusejagen und abends die Jagdbeute am Spieße braten, ist ja uralter Brauch unserer Zulujungens, allein während die übrigen Knaben in ihrer unersättlichen Fleischgier bei einer Mahlzeit alles aufsaßen, wußte Tschifinschlu einen vernünftigen Unterschied zu machen: große Mäuse wurden sofort verzehrt, junge und magere aber in liebevolle Pflege genommen und sorgfältig gemästet. Dazu hatte er den Mäusestall so schön und zweckmäßig erbaut, unser drolliger Tschifinschlu. Jetzt begriff ich,



warum der Bube auf meine Katze so böse war, daß sie ihm das kleine Mäuschen so schnell aufgefressen — jetzt verstand ich seine Rache auf die arme weiße Katze — er hatte ihr nämlich zur Buße den langen Schnurrbart abgestutzt, der böse Junge, und bekam dafür natürlich wieder seine Buße. Durch seine tollen Einfälle und Streiche kam er aus dem „Büßerleben“ gar nicht heraus. In einem alten Büchlein, das er irgendwo gefunden, schrieb er darüber, und zwar in deutscher Sprache, natürlich ganz verkehrt, was aber um so drolliger lautete und ungemein zum Lachen reizte.

„Oh Godt! Oh Godt! Was für eine Welt is dös! armes Tschijinschlu biste zum Ferdrufß gebore, wi die Funke zum in der Heh fliegen. Es ise über eine wochen, seit ich meine letzten Priegel kriegte von unseres gute Bruder.

Auf diese Blätter in altes Bichl will ich mein Leid aufschreib'n. Es schmerzt mich noch jeh, grad auf Schulbankl zu sitzen, aber deinetwegen Oh mein guter Godt will ichs tragen gut, ameni!!!

Du meine Gite (Güte) was hab ich den getan? — Nir, gar nire beses, nur hab' ich mir angezogen der große Viktoria ihr neies Kleid und rosafarbenis Schirzel, weil sie hate lasse liegen in die Schulzimmer und bin i dann hinaus gegangen und es war sehr schmutzige Wetter, und weil war mir zu lang sehr viel das neie Kleid ich bin plumse hingefalle und ihr rosafarben schene Schirzel verschmiert worden. Na, aber was dös a Geschreie von de dummes Madel! Hat se geglärt die Viktoria soviel sagte: Du Teufl fon an Junge! und ise Schwester gleich kommen und mich, sie war so ärgerlich, daß sie mich orfeigte. — Manche Leute hier glaubn schwarzes Bub habn nur Orn um sie zu orfeign — wenigsten sie so tun — du meine Gite, sagt unsre gute Schwester Köchin in Küche und mir gibt gleich Stückl schwarz Broti, wenn sie sehn mich weinen und ich sagen ihr gleich schene Dank, vergelt's Godti, Deo gratias und ich ihr bringe hole Wasser schenes von Queele frisch — sie sich sehr freuen tut dann. Muse machen Schlusipunkte, sagen Schwester Engelberta immer in Schule, nicht schreiben alles so lange Stück ohne Schlusipunkti.

Ich tu lernen lieber deitschi als engelische sprechen — ich sehe, bald werde können besser als Zulucauderwelschi sagt Bruder unserer.“

Wahrlich, mein Tschijinschlu bringt es bald sehr weit, — das wird noch mal ein Schriftsteller, dachte ich, als mir jene kostbaren Notizblätter in die Hände fielen.

Aber trotz aller oft harten Strafen war der Bube immer lustig, immer neue Einfälle kamen ihm, und ob man wollte oder nicht, man mußte über ihn lachen. Aber einmal hätte uns der Knabe, gerade wegen seines drolligen Namens, bald großes Leid verursacht. Eines Tages, gegen Abend, saßen die Kinder



bei ihren kleinen Feuerchen gruppenweise beisammen. Da hörte man plötzlich ein paarmal nacheinander, und immer lauter schreiend: „Tschifinschlu, Tschifinschlu, Tschifinschlu, das Haus brennt, das Haus brennt, das Haus brennt!“ Ach, der Bube, wo steckt er denn, daß er nicht kommt, wenn er soviel gerufen wird, dachte der Aufsichtsbruder der Knaben, und, des Schreiens müde, trat er ins Freie und sah mit Schrecken, daß wirklich der hintere Giebel des Strohdaches vom kleinen Kinderhaus brannte.

Schnell eilte man nun mit Wassereimern hinzu, um zu löschen, allen voran natürlich Tschifinschlu selber, um das brennende Haus löschen zu helfen. Wie ein echter, rechter Feuerwehrmann stand Tschifinschlu hoch oben am Dache, sprang hin und her, elastisch wie eine Gummipuppe, nahm die Wassereimer an und goß und schüttete mit aller Kraft, und so war das Feuer rasch erstickt, und Tschifinschlu war seiner Namensschwester, das Haus brennt, rasch zu Hilfe gekommen.

Er war der Gefeierte des Abends. Die freundliche, stets heitere Schwester Serafina, die Kindergärtnerin, welche zur Zeit viele kleine Waislein in der Pflege hatte, dankte ihm ganz besonders, denn ihre Kleinen waren ja bereits im süßen Schlummer, als das Feuer, wahrscheinlich durch die Feuerlein der Knaben in der Nähe ihrer Bewahrschule, entstanden war. Es war also weiter kein Unglück geschehen, ihre Kinderlein ahnten kaum, in welcher Feuergefahr sie eben gewesen. Die Schwester Kindergärtnerin trat ganz froh und voll Dank im Herzen an ihre Bettlein.

„Ein süßer Trost war ihr geblieben,  
Sie zählt die Häupter ihrer Lieben,  
Und sieh, ihr fehlt kein teures Haupt.“  
(Schiller.)

Der Aufsichtsbruder unserer Schulknaben zur damaligen Zeit war der ehrwürdige Bruder Zölestin, den alle Knaben sehr liebten, obwohl er noch nicht gut Zulu sprechen konnte und sich meistens nur mit deutschen Worten, vermischt mit einigen Brocken Zulu, mit den Knaben zu verständigen suchte. Daher kam auch das wunderbare Deutsch unseres Tschifinschlu, der es sich in seiner Verehrung für den freundlichen Bruder zur Aufgabe gemacht hatte, ihm den Dolmetscher zu machen. Bruder Zölestin starb leider sehr bald; er verunglückte im Umzirkulufluß in Centocow und vertauschte die irdische Heimat mit dem Himmel.

Tschifinschlu weinte ihm am meisten nach und schmückte oft sein Grab auf dem Gottesacker. Die Redensarten des guten Bruders, aber auch seine Soldatenausdrücke (er war jedenfalls ein solcher gewesen) lebten noch lange fort im Munde des drolligen Knaben.



Wenn zum Beispiel der lose Bube wieder irgend etwas angestellt hatte und ihn sein schlechtes Gewissen drückte, sagte er zu sich selbst: „Die Bombe is geladen, die Lunte angeschteckt, jezt kann sie plaz'n!“ — Wenn ich solche Rede hörte, wußte ich schon, daß bald eine neue Tat aufkommen wird.

Zum Glück stellte er nie etwas Böses an und niemand konnte ihm böse sein; aber einmal wäre ihm selbst doch bald ein großes Unglück geschehen und für diese Unvorsichtigkeit, sich in alles hineinzumischen, mußte der arme Junge endlich doch empfindlich gestraft werden.

Es kam eines Tages ein junger Pater zu Besuch nach Centocow, und dieser hatte eine Flinte mitgebracht, — das war etwas Hochinteressantes für unsern wißbegierigen Tschifinschu. Da es Ferienzeit war und die vielen Vögel im Obstgarten großen Schaden machten, ging der junge Herr Pater fleißig auf die Vogeljagd, und der Junge durfte ihn begleiten, was Tschifinschu natürlich sehr gerne tat; auch durfte er ihm das kleine Häuschen, bestehend aus nur einem Zimmer, aufräumen, Wasser bringen, die Lampe füllen, die Stiefel pußen usw. — o, das war was für ihn! — In der Tat, er gab einen sehr geschickten Kammerdiener ab und war nicht wenig stolz darauf; auch der gute Herr, ein angehender Missionar, war recht zufrieden mit dem klugen, flinken Bürschlein, welches ihm alles so bereitwillig tat.

(Fortsetzung folgt.)



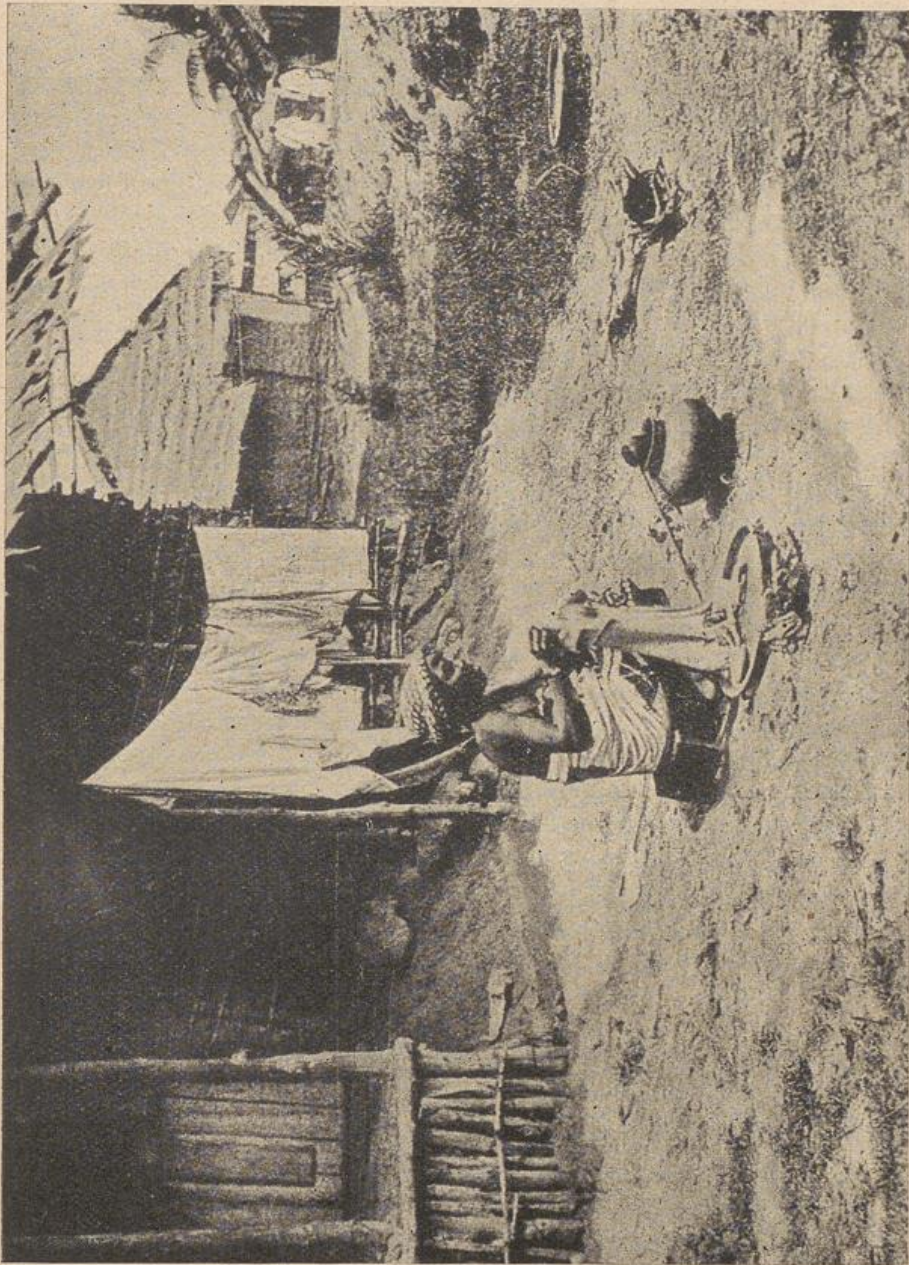
## Allerlei aus unsern Missionen.

**Bura:** In unserer Nähe wohnte eine franke Frau, von der man sagte, sie sei verzaubert. Eines Nachts wurde Schwester Oberin zu der Kranken gerufen, die sterbend sein sollte; sie fand die Frau so stöhnend, als seien ihre letzten Augenblicke schon gekommen. Man sagte nun Schwester Oberin, die Frau sei von ihren Nachbarinnen verzaubert worden und müsse nun sterben. Im ersten Moment wußte Schwester Oberin keinen Rat; doch dann sagte sie, man solle nur alle Verwünschungen auf die Schuldigen zurückgeben und alles Unheil wird über jene kommen, von denen es ausging. Am andern Morgen war die Frau gesund, während die zwei Schuldigen kamen und in Angst und Schrecken um Arznei baten, um so dem Unheil vorzubeugen. Schwester Wenzeslawa.

**Kombo:** Nun will ich etwas von meiner Schule erzählen, was die Leser sicher interessieren wird. Vor allem darf man sich keine geordnete Klassenschule vorstellen, wie in Europa. Das kennt man in Ost-Afrika noch nicht. Wohl haben wir uns bemüht, den Unterricht in etwa zu ordnen; denn so, wie es sein



sollte, ist es nicht möglich, weil die Kinder viel zu unregelmäßig kommen. Wir haben jetzt drei Abteilungen gemacht; die beiden unteren werden je von einem schwarzen Lehrer unterrichtet, die obere habe ich selbst. Die Lehrer können aber herzlich wenig,



Waschfrau in Janjibar.

ja kaum lesen und schreiben. Im Rechnen sind meine Schüler schon über die Lehrer. An Geographie oder Erdkunde ist gar nicht zu denken. Die hochwürdigen Patres können sich jetzt der Lehrer mehr annehmen. Neulich waren letztere wie auch die



Schüler sehr erstaunt, als sie hörten, die Erde sei rund. Einen Globus oder irgend welche andere Anschauungsmittel hat man eben hier noch nicht. Dadurch ist alles viel schwerer zu erklären, zumal dem Volke alles vollständig neu ist und ihnen die Begriffe ganz fehlen. Wir müssen eben Geduld haben; mit der Zeit wird es schon besser werden. Auch mit der Schulzucht hat es seine Schwierigkeit. Die größeren Geschwister müssen die Kleinen mit in die Schule nehmen, und das ist uns immer noch lieber, als daß sie ganz zurückblieben. Da kann man natürlich die größten Altersunterschiede sehen von Braut und Bräutigam an bis herunter zum Säugling. Die Kleinen waren im Anfang etwas bang vor mir mit meinem weißen Gesicht, jetzt aber nicht mehr. Sie fühlen es, daß ich so gerne bei den schwarzen Kindern bin.

Schwester M. Felizitas.

**Morogoro:** Unsere Schulen gehen ziemlich gut, nur macht man Schwierigkeiten mit den Mädchen. An dem alten Sultan Kingo und seinem Sohn und Thronfolger Muhida Gosso Kingo haben wir aber gute Hilfe. Sie kommen öfter mit ihren Weibern auf die Mission. Der hochwürdige Herr Bischof und Pater Superior ehren sie sehr und ich habe sie jedesmal photographiert, ihnen die Bilder auf einen Karton geklebt und mit bunten Margarinebildchen umgeben, die ich von Horst hatte. Bei diesen letzteren waren unter anderem auch kleine Blumenautos mit Engelchen. Gosso Kingo war hocherfreut und fragte, ob die Engelchen auch dabei gestanden haben, als ich das Photo machte.

Diese Sultans können viel mehr beim Volke erreichen als die Regierung; sie sind eben des Volkes König und haben vollständige Autorität über dasselbe. Zur Zeit schwebte eine große Verhandlung: Der Sultan hatte an alle Jumbe's Befehl gegeben, alle Kinder in die Schule zu schicken. Die Islamiten wollten sich nicht beugen, gingen zum Sultan und reklamierten. Der Sultan aber machte kurzen Prozeß und ließ jedem Kläger 15 Kiboko (15 Hiebe mit der Mielpferdpeitsche) ausbezahlen. Die andern Kläger suchten schleunigst das Weite, denn so etwas hatten sie nicht erwartet, da Gosso Kingo selber Mohammedaner ist.

In Tangeni wurde der Jumbe bestraft, weil er Kingo's Befehl nicht ausgeführt hatte. Er bekam 5 sh abgezogen vom Lohne und mußte zur Buße in höchst eigener Person die Kinder in die Missionschule bringen. Wir haben in Tangeni zwei Schulen; einer der Lehrer, Herman, ist besonders eifrig. Mit dem Jumbe machte er sich auf, um Kinder zu suchen. Bei einem Islamiten ging es ihnen schlecht, beide bekamen Prügel. Wir konnten uns des Lachens nicht erwehren, als Herman es uns erzählte. Er zeigte den Mann beim Sultan an und nun ist morgen Gerichtsverhandlung. Es wäre schon zu wünschen, daß der Mann bestraft würde, sonst schickt man die Mädchen nie zur



Schule. Sobald der Regen aufhört, gehen Schwester Amabilis und ich selbst für eine Woche hinaus, um die Mädchen zu suchen.

Schwester M. Ancilla.

**Einsiedeln, Natal:** Heute, am heiligen Osterfeste, waren wieder sehr viele Leute hier, so daß unser Kirchlein viel zu klein war; Sakristei und Beichtkapelle, alles war voll und draußen stand noch eine große Menge Volkes. Viele Leute kamen schon am Samstagabend, und der hochwürdige Herr Pater Viktor war bis 9 Uhr abends im Beichtstuhl tätig. Um 11 Uhr war Hochamt, und nach 1 Uhr wurde nochmals die heilige Kommunion ausgeteilt. Wie heute war unser Kirchlein auch zu Weihnachten ganz voll, so daß man kaum zur Kommunionbank kommen konnte. Die hiesigen Christen sind wirklich sehr gut, und viele von ihnen müssen oft am Sonntag große Opfer bringen, um der heiligen Messe beiwohnen zu können. Auch der hochwürdige Herr Bischof, der uns am vorigen Samstagabend mit seinem Besuch überraschte und während des Sonntags hier blieb, hat sich in sehr lobender Weise über die Leute ausgesprochen. Da der hochwürdige Herr unerwartet erst abends 7 Uhr hier ankam, wußte niemand von seinem Hiersein, und doch war die Kirche ganz voll. Die Leute waren dann voll Jubel, ihren Oberhirten hier zu sehen, und alles drängte zu seinem Beichtstuhl. Der hochwürdige Herr hielt uns Schwestern morgens um 6 Uhr eine schöne Predigt und war nach derselben ohne Unterbrechung im Beichtstuhl, bis er um  $1\frac{1}{2}$  11 Uhr die Palmenweihe vornahm. Die Leute meinten, ein solches Glück hätten sie heute aber nicht erwartet — Die hiesigen Heiden sind meistens sehr hartnäckig, doch melden sich trotzdem immer wieder Leute, die um Taufunterricht bitten. Vom Januar bis heute (17. 4.) hatten wir 34 Taufen und 20 Erwachsene zur ersten heiligen Kommunion. Ja, unsere Mission macht gute Fortschritte, Gott sei Dank. Im April haben wir bis heute über 800 Hostien eingelegt. Schulkinder haben wir hier 25, 4 Marienmädchen und 1 Arbeiter. Schwester M. Mirella.



## Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

**M**an verwüstete ihre Felder, äscherte ihre Dörfer ein und machte Jagd auf sie, wie auf wilde Bestien. Die Gefangenen wurden für einige Maiskolben in die Sklaverei verkauft, und selbst um diesen Preis konnte man keine Käufer finden. Es gelang aber doch nicht, sie aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben und seit etwa 20 Jahren ruht dieser Vernichtungskampf; die Araber sind abgezogen, und die Wadoe sind nach wie vor Kannibalen.



Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzufügen, daß es bei den Wadoe auch gute Leute gibt; ein Beweis davon ist, daß wir in den beiden Ortschaften, wo wir übernachteten, sehr freundlich aufgenommen und behandelt wurden. —

Meine letzte und schrecklichste Etappe war von Simba mbili (d. h. zwei Löwen) bis Bagamono. Um 4 Uhr morgens war ich auf den Füßen, was nicht schwer ist, wenn man, wie ich auf meiner ganzen Reise, über kein anderes Bett als den Boden und eine wollene Decke zu verfügen hat. Um 5 Uhr wurde abmarschiert. Der liebe Konfrater von Manderla hatte die Güte gehabt, uns reichlich mit Proviant zu versehen. Um 7 Uhr verließen wir die Gebirgsgegend und kamen in die „berühmte“ Karapala-Ebene. Ich sage die „berühmte“, weil mir versichert wurde, dieselbe sei außerordentlich reich an Rotwild, und die großen Nimrode aus Europa kämen bis hierher, um sich da von ihren langweiligen



Wambugu-Knaben mit Strauß-Schmuck aus Gare, Ost-Afrika.

Hasen- und Feldhühnerjagden zu erholen und ihren Lieblingsport in weiterem Umfang und unter abenteuerlicheren Umständen zu betreiben. Bestätigen kann ich diese Behauptung nicht; denn Jäger bekam ich gar keine zu sehen, und von Rotwild wurde ich nur Fußstapfen gewahr, Fußstapfen eines Löwen, von Flußpferden, Büffeln, Giraffen und anderem Getier, welche im Rote des Pfades zurückgeblieben waren und denselben für Menschen fast unwegsam machten.

Ich glaubte nicht, daß der Kinganifluß und Bagamono so weit vom Orte sein würden, den ich am Morgen verlassen hatte. Wiewohl ich recht tapfer drauflos ging und mir kein Viertelstündchen zum Atemholen gönnte, ward es bereits Mittag, als ich an die Lagunen von Karapala gelangte.

Feuer anzünden, das Mahl zubereiten und einnehmen, das alles dauerte keine Stunde und — fort ging es, weiter!

Einen Augenblick meinte ich, der Kingani wäre nur noch einige hundert Meter entfernt.



„Mut, Kinder! Mut!“ rief ich meinen Jünglingen zu, „in anderthalb Stunden werden wir in Bagamono sein und dann — hoch lebe die Freude! Diesen Abend wird man uns ein Fest veranstalten.“

Es bedurfte nicht weniger als dieser kleinen Aufmunterungsrede, um meinen Jünglingen wieder auf die Beine zu helfen, denn sie waren vor Müdigkeit buchstäblich gebrochen. Zu meinem Lobe muß ich sagen, daß ich mich nicht im geringsten müde fühlte. Der liebe Gott hat mir eben zum Marschieren ganz außergewöhnliche Anlagen verliehen. Am ersten Tage verspüre ich eine gewisse Mattigkeit, am zweiten und folgenden Tage gehe ich wie eine Maschine. Müde werden meine Muskeln nie, nur muß das Schuhwerk gut sein. Glücklicherweise hatte ich solches in Manderu gefunden, es waren die Espadrillen eines dort verstorbenen Vaters.

Ich meinte, habe ich vorhin gesagt, der Kingani wäre nur noch einige hundert Meter weit. Meine Täuschung dauerte nicht lange.

Barfuß, Strümpfe und Schuhe auf den Schultern, die Hosen hoch aufgestülpt, einen langen Stab in der Hand, betrat ich die moorige Lagune. Eine unerquickliche Promenade! Sie währte dreiviertel Stunden. Indes, es sollte noch schlimmer kommen.

„Nja (sprich: Ndja) mbaya — schlechter Weg!“ sagte ich zu Negern, denen ich begegnete.

„Hakuna, njia nzuri — Nein, guter Weg!“ erwiderten sie.

„Wie, guter Weg? Wollen die Leute mich foppen?“

Und doch hatten sie recht; der zurückgelegte Weg konnte in der Tat ein guter genannt werden, im Vergleich zu dem, was uns noch bevorstand.

Wir gelangten an einen Wurzelträgerwald, den die Hochflut tags zuvor überschwemmt hatte und der unter seinem schönen Laubwerke den tiefsten und pestartigsten Sumpf verbergte, dem ich je auf meinen Wanderungen in Afrika begegnet bin. Da also mußte ich durch! — Pfui, wie scheußlich! Bald stak ich im Kot bis an den Knien, an den Hüften, bald lag ich auch ganz darin; bald schimpfte ich, bald lachte ich laut auf. Fünf lange Viertelstunden brauchte ich, um mich durch das entsetzliche Element hindurchzuarbeiten. Endlich erreichte ich den Kingani. Der Kopf wollte mir fast zerspringen vor Schmerz; und meine Kleidung, wie sah die erst aus! Aber nur Geduld, wir sind noch nicht am Ende!

Da die Ebbe gerade eingetreten war, so bot sich auch längs des Ufers wieder ein mehrere Meter tiefer Morast. Um nicht ganz zu versinken, schwang ich mich auf einen Baum, unterdessen die Piroge, welche sich auf der anderen Seite befand, herüberkam. In meiner Position und vom Wirbel bis zur Zehe mit Moor bedeckt, muß ich ein sonderbares Spejimen der Menschenrasse gewesen sein; sicher glich ich mehr einem Schimpanse als einem ehrlichen Christen.

Endlich kam die Piroge. Fahrzeug und Steuermann paßten zusammen. Das Steuermännchen war ein zehnjähriger Negerknabe und das Fahrzeug zog an allen Ecken Wasser.

„Kisu, Kisu! — ein Messer, ein Messer!“ schrie der Kleine.

„Wozu brauchst du ein Messer? Spute dich, uns hinüber zu fahren!“

„Ich kann nicht, die Lumpen sind herausgefallen und ich bringe sie nicht wieder hinein! Kisu, Kisu!“

In der Tat, die Lumpen, womit die Löcher an der Piroge zugestopft waren, hatten sich gelöst und das Wasser drang allwärts durch. Schnell werfe ich dem Knaben ein Messer hin, heiße einen der Jünglinge ihm helfen und erst nachdem das Unheil repariert war, stieg ich von meinem Ast herunter, schlug abermals einen unfreiwilligen Purzelbaum in das Moor und kletterte dann in das altfränkische Fahrzeug, welches mich unwillkürlich an den Nachen des alten Caron und an die Geisterfahrt auf dem Styr erinnerte. Die Piroge war voll Wasser und Kot; aber was lag daran? An Reinlichkeit hatte ich nichts mehr zu verlieren.

Auf der anderen Seite gab es auch noch einmal eine halbe Stunde Sumpfparkie. Dann endlich gelangten wir auf festen Boden.

Bagamono lag in nächster Nähe. Jetzt hieß es schnell Toilette machen und sich zum feierlichen Einzug anschicken.



Einem Araber sah ich es ab, was in meinem Falle am besten zu tun wäre. Er stand gebückt vor einer Grube, in einem Anzuge, den ich nicht beschreiben kann, weil er keinen anhatte, während ein anderer Araber ihm Wasser über den Rücken goß und ihn tüchtig abrieb.

Poßtaufend! dachte ich, wenn ich die gleiche Operation an meinem Aberzieher und meinen Hosens vornehmen ließe! Diese bedürfen es mehr als die Haut jenes Angläubigen

„Gib mir deinen Eimer!“ sagte ich zu dem Araber. „Und jetzt, Chrysofom (einer meiner Fünglinge), hole Wasser und reibe meine Kleider aus; mache, daß du wenigstens das Größte hinwegbringst!“

Aber, o Greuel, o Entsetzen! Je mehr der arme Füngling rieb und wusch, um so abscheulicher wurde ich anzusehen; nicht zu reden vom Wasser, welches faul war und stank wie die Pest. Wohl oder übel mußte ich die Operation aufgeben und mich entschließen, einzurücken, wie ich war.

„Bah!“ sagte ich bei mir, „ich werde mich schnell durch die Alleen schleichen und niemand wird mich gewahr werden; sie sind ja noch alle bei der Arbeit.“ — Ich trat also gemächlich ein. Im selben Augenblick läutete das Glöcklein zum Abendsegens; Patres, Brüder, Schwestern, Kinder, kurz das gesamte Hauspersonal strömte von allen Seiten her zur Kapelle, und ich, ich bleibe — o die Beschämung! — all diesen Hunderten von Augen öffentlich zur Schau ausgestellt.

Dies war mein letztes Mißgeschick auf der Reise. Man grüßte mich, hieß mich herzlich willkommen sein, aber niemand wagte es, mir die Hand zu reichen, mich zu umarmen. Umarmt man denn einen Menschen, den man nicht mit einer Zange anfassen möchte? (Fortsetzung folgt.)



### Gebetserhörungen.

Auf die Fürbitte des lieben heiligen Joseph und des heiligen Pantaleon wurde ein Knabe von einer großen, schon über ein Jahr alten Wunde am Fuße geheilt. Die Schwester hatte ihr ganzes Vertrauen auf das heiligste Herz Jesu gesetzt und dabei die Fürbitte der genannten Heiligen angerufen.

Auf die Fürbitte des hochsel. Papstes Pius X. erfolgte Heilung von einem schmerzlichen Leiden.



### Ziffer-Rätsel.

Fern 1, 2, 3, eiffen 4, 5, 6, 7, 8, 5, 7, 9, 10, 5, 11, 5  
12, 6, 6, 5, 9 europäischen 6, 12, 13, 14, 5  
Dort im 12, 15, 9, 10, 16, 12, 13, 10, 17, 18, 19, 5, 13 Süden  
Nah 12, 3, wilden 3, 5, 5, 9, 5, 17, 17, 7, 9, 12, 13, 14, 5  
Wo 14, 10, 5, stolzen Drakensberge  
6, 12, 13, 8, 17, 12, 3 sich zum 2, 18, 5, 12, 13 neigen,  
Wo der Sonne 19, 5, 10, 17, 17, 5 Strahlen  
10, 19, 9, 5 Feuersglut 13, 2, 18, 19 zeigen,  
4, 2 die 13, 12, 18, 19, 7 des Glaubens 11, 12, 13, 13, 5, 7  
Noch 14, 5, 9 Heiden 4, 10, 6, 14, 5 Horden,  
14, 10, 5 seit 20, 13, 14, 5, 13, 16, 11, 12, 9, 5, 13 Zeiten  
17, 12, 7, 12, 13, 17 Spielzeug sind 8, 5, 4, 2, 9, 14, 5, 13  
14, 2, 9, 7, 19, 10, 13 gehet mein 1, 5, 9, 6, 12, 13, 8, 5, 13  
Seelen, 17, 5, 5, 6, 5, 13 zu 8, 5, 4, 10, 13, 13, 5, 13  
Dorthin 8, 5, 19, 5, 13, die 8, 5, 14, 12, 13, 16, 5, 13  
All 3, 5, 10, 13 Träumen 20, 13, 14 mein 17, 10, 13, 13, 5, 13.



### Auflösung des Bilderrätsels aus Nr. 7.

Not ist die Waage, die des Freundes Wert erklärt,  
Not ist der Prüfstein auch von deinem eigenen Wert.